

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Pforzheimer Anzeiger 1943**

55 (6.3.1943)



Selbsttod dreier Eisenlaubträger



PK-Kriegsbericht Ahrens (Sch.) und Scherl-Bilderdienst.

Bei den Kämpfen im Osten starb, wie bereits berichtet, der Eisenlaubträger PK-Obergruppenführer und General der Waffen-SS Theodor Eide (links) als Kommandeur einer Panzer-Grenadier-Division in vorderster Linie den Selbsttod. Ferner starb einer unserer erfolgreichsten Nachzügler, Hauptmann Ludwig Becker (rechts), von einem Feindflug am gleichen Tage nicht mehr zurück, an dem ihm der Führer als 198. Soldaten der deutschen Wehrmacht das Eisenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verlieh.

An der Ostfront kehrte Major Hans Gahn, Gruppenkommandeur in einem Jagdbomber und Inhaber des Eisenlaubs zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, von einem Feindflug nicht zurück.

Der millionste Knäppel

Der Kampf der OZ gegen den Sumpf

Die Knäppeldämme in der Sumpf- und Waldlandschaft zwischen Wolchow und Labogale, die der kämpfenden Truppe heute als Hauptverbindungs- und Versorgungswege dienen, wurden in monatelanger mühseliger Arbeit gebaut. Ganze Bänder verschwanden in Sumpf und Morast, bis die früher nur von leichten Panzern und Schützen benutzbaren Wege für den gesamten umfangreichen Nachschubverkehr schwereladener Lastkraftwagen geeignet waren. Männer der Organisation Todt, die gemeinsam mit Bauabteilungen die Knäppeldämme bei ständigem Frost, in frömendem Regen und glühender Hitze bauten, fanden sich am 2. 3. auf einer der vielen Straßen zusammen und verlegten den grünmattgrünen millionsten Knäppel am Wolchowkanal.

1 000 000 Knäppel, von denen jeder 5 Meter lang ist, wiegen etwa 80 000 Tonnen. Da jeweils 25 Knäppel auf einen Lastkraftwagen verladen werden, mußten zum Transport des Solzes die Lastkraftwagen 40 000 Mal zwischen Wald und Baustelle hin und her fahren. Diese Million Knäppel, dazu die Weite, Spitzbägen und Spaten des unbekannten Frontarbeiters bewangen den Sumpf und schufen die Straßen für den Nachschub zur Front.

Banik in einem Londoner Luftschutraum

Der englische Minister für innere Sicherheit gab nach einer Neuter-Meldung bekannt, daß es infolge eines Unfalls in einem Londoner Luftschutraum am Mittwochabend 178 Tote und 60 Verletzte gab. 2000 Personen befanden sich in dem Luftschutraum, als eine Frau, die ein Kind auf dem Arm trug, auf der Treppe zum Schutraum stolperte. In einer Minute waren bereits Hunderte von Personen im Gedränge übereinander gefallen. Die Unteren erstickten. Das Unheil ereignete sich, obwohl in dem ganzen Bezirk überhaupt keine Bombe gefallen war.

Giraud verurteilt sich selbst

Aus der Rede Girauds bei der Einsetzung des hohen französischen Wirtschaftsrates in Algier ist bei der muslimanischen Bevölkerung, wie 'Négative' aus Tanger erfährt, besonders ein Satz als geradezu lächerlich aufgefallen. Giraud hatte nämlich gesagt: 'Ein Verbrechen werden wir niemals begehen: Den Verrat.' Auf Grund dieses schönen moralischen Satzes, so bemerkt man in den genannten Kreisen, müßte Giraud zunächst einmal sich selbst, dann alle seine Gefolgsleute und schließlich die Nordamerikaner zum Tode verurteilen, die unter lägenhaften Vorwänden ihre Herrschaft auf dem Grund und Boden der mohammedanischen Bevölkerung aufgerichtet haben.

Volkslieder der Malerei / Von Wilhelm Heimer

Wer in den Ladengewölben der Altertumshändler in den Nebengassen der kleinen Städte mit deutigeren Augen umherschaut, wird vielleicht aus dem Halbkreis grellbunter Glasbildchen leuchtend sehen. Nimmt man so ein in kräftigem Blau und Rot und in gleichem Gold gehaltenes Bildchen zur Hand, so entdeckt man, daß es sich meist um Darstellungen von biblischen Szenen, um Heilige und um religiöse Embleme wie flammende und dornenbekränzte Herzen, Lilien, Kerzen handelt, die in ziemlich primitiver Formgebung auf die Rückseite des Glases gemalt sind. Diese Bildchen sind die Zeugnisse einer früher vielgeübten Volkskunst, die jetzt bei den Altertumshändlern, in den Heimatmuseen und bei den wenig begüterten Sammlern eine Zukunft gefunden haben. Einst hingen diese in ihrer Einfachheit oft rührenden bunten Glasbildchen in den Stuben der Bauern und in den Kapellen, aber im Laufe der Zeit haben sie den nobelieren Massenprodukten der Industrie, dem Delbrudbild und anderem kitsch weichen müssen. Nur ab und zu noch kann man in Bauernhäusern oder in Gaststuben abgelegener Wirtschaften des bayerischen Waldes, der nördlichen und nordöstlichen Alpen, der Bodenseeregion und des Schwarzwaldes solche häuslichen Hinterglasmalereien an den Wänden sehen. Mehr Glück hat man in den Kapellen jener Gegenden, wo die Bildchen ihrem ursprünglichen Hauptzweck entsprechend als Votivgaben aufgehängt wurden.

Die Technik, auf die Rückseite einer Scheibe verleiht ein Bild zu malen, das dann auf der Vorderseite des Glases normal erscheint, ist uralte. Die Hinterglasmalerei, auch Rauchmalerei genannt, von französischen Händlern als 'verres églomisés' bezeichnet, war im Anfang kein mehr oder weniger kunstfertig-lebendes Handwerk, sondern eine ausgesprochene Kunst, die neben der Beherrschung der Technik auch eine künstlerische Gestaltungsgabe verlangte. Erst in der zweiten Hälfte des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahmen sich der in der Zwischenzeit gesunkenen Kunstschicht Leute aus dem Volke und hauptsächlich aus dem Handwerkerstande an, die Freude an dieser Tätigkeit und auch Geld für diese Art von Malerei hatten und damit Geschäfte zu machen versuchten. Da und dort entwickelte sich dann dieses

Massierte Feindangriffe abgeschlagen

Die eingeschlossene Panzer-Armee steht vor ihrer Vernichtung. Neue Erfolge unserer U-Boote

Aus dem Führerhauptquartier, 5. März. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Starke Feind, der noch unter Ausnutzung des Eisens die Nordflanke des Kuban-Rückenkopfes zu umfassen versuchte, wurde in den letzten Tagen zerlegt und im Zusammenwirken mit der Luftwaffe weiter in die Lagunen verjagt. Mehrere hundert Gefangene und erhebliche Beute an Waffen und Gerät fielen in unsere Hand. Der Feind hatte hohe blutige Verluste.

An der Donezfront wurden zahlreiche Detachments zurückvertrieben, darunter die Stadt Lisitschansk. Das Hintergelände wurde gesäubert und mehrere versprengte Gruppen des Feindes zum Kampf gestellt und vernichtet. Die südlich Charkow eingeschlossene 3. sowjetische Armee steht, auf engstem Raum zusammengebrängt, vor ihrer Vernichtung. Auch am gestrigen Tage scheiterten Ausbruchversuche.

Bei der Fortsetzung seiner Angriffe westlich Karst und nordwestlich Drel erlitt der Feind wiederum schwere Verluste.

Im Frontabschnitt zwischen Ghatik und Nemence brachen zahlreiche örtliche Vorstöße und Angriffe im Abwehrkampf zusammen. Heftigste Staraja-Russka trat der Feind nach harter Artillerievorbereitung mit massierten Kräften und unter Einsatz von Panzern und Schlachtflugzeugen zum Angriff an. Nach wechselhaften Kämpfen gelang es ebenfalls unter schwersten sowjetischen Verlusten, alle Angriffe abzuschlagen. Die Luftwaffe hatte an diesem Abwehrkampf besonderen Anteil.

An der tunesischen Front herrschte getrennt lebhaftes Artillerie- und Schützentruppengefecht. Durch Sturz- und Tiefangriffe deutscher Fliegerverbände hatte der Feind erhebliche Verluste. Ein Kampf-Fliegerverband griff in der vergangenen Nacht die

Safenanlagen von Philippeville an. Drei große Transportschiffe wurden schwer getroffen. Fernkampflinien wurden in Atlantik drei große Handelschiffe in Brand. Die Schiffe blieben mit schwerer Schlagschiffen liegen.

Am gestrigen Tage drang ein U-Boot-Vorband nach Holland und in westdeutsches Gebiet ein. Durch Bombenwürfe hatte die Bevölkerung Verluste. Eine große Zahl holländischer Kinder wurde getötet. Räger schossen zehn viermotorige Flugzeuge aus diesem Verband ab.

Einzelne britische Flugzeuge waren in der vergangenen Nacht Bomben auf Orte in Westdeutschland und unternahm Störflüge im Küstenbereich der Ostsee. Ein feindliches Flugzeug wurde abgeschossen.

Die durch Sondermeldung bekanntgegeben, kamen deutsche U-Boote schon in den ersten Tagen des Monats zum Erfolg. 13 Schiffe mit 97 100 BRT wurden in schweren Kämpfen auf den Grund des Meeres geschickt. Zwei weitere Schiffe wurden torpediert.

Der italienische Wehrmachtbericht

Truppentansporter verfenkt

Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt u. a. bekannt: In Tunis lebhafteste Tätigkeit von Artillerie und Aufklärungsabteilungen.

Feindliche Flugzeuge warfen einige Bomben auf Neapel, Salerno sowie San Vito (Nola) ab und verursachten leichte Schäden.

Im südlichen Atlantik versenkte ein deutscher U-Boot eine brasilianische Truppentransporter von 7000 BRT und ein nordamerikanisches Motorschiff von 12 000 BRT.

Alle Energiereserven für die Rüstung

30prozentige Einsparung für Behörden und Dienststellen

dnb Berlin, 5. März.

Die von den Haushaltungen erwartete Einsparung von Strom und Gas erfährt durch die Bestellung eines Sonderbeauftragten für die Energieeinsparung eine nachdrückliche Betonung. Zum Sonderbeauftragten für die Energieeinsparung hat der Reichsminister für Bewaffnung und Munition den Leiter der Energietelle beim Generalbevollmächtigten für Rüstungsaufgaben im Vierjahresplan, Dipl.-Ing. Seebauer, berufen.

Der Sonderbeauftragte hat auf eine möglichst weitgehende Einsparung von Strom und Gas hinzuwirken, damit die im Auftrag des Reichsmarkts vom 8. September 1942 geforderte vorbildliche Galtung insbesondere der Behörden, Parteidienststellen und militärischen Dienststellen tagtäglich verwirklicht wird.

Der Sonderbeauftragte kann von allen Behörden und Dienststellen der Partei und der Wehrmacht die Einsparung von Energiepar-Beauftragten verlangen, die für den Bereich der Behörde oder Dienststelle nach seinen Richtlinien die Einsparung durchzuführen oder laufend zu überwachen haben. Die Energiepar-Beauftragten sind sowohl dem Sonderbeauftragten wie auch dem Generalbevollmächtigten für Rüstungsaufgaben im Vierjahresplan für die Durchführung ihrer Aufgaben verantwortlich. Für die übrigen Verbrauchergruppen bedient sich der Sonderbeauftragte

derbeauftragte fimgemäß der ihm geeignet erscheinenden Organisationen.

Während von den Haushaltungen eine Strom- und Gasersparnis von 10 Prozent erwartet und von Großhaushaltungen mit mehr als 10 Zimmern eine solche von 20 Prozent verlangt wird, hat Reichsminister Seep für Behörden und Dienststellen der Partei und der Wehrmacht sowie für alle Banken und privaten Verwaltungen eine mindestens 30prozentige Einsparung gegenüber dem Verbrauch im gleichen Zeitraum des Vorjahres angedeutet. Dabei wird erwartet, daß durch die bereits eingeleiteten und die noch zu treffenden Maßnahmen eine wesentlich größere Einsparung erzielt wird. Der Sonderbeauftragte ist angewiesen, laufend über die erzielten Erfolge sowie über seine Erfahrungen und die seiner Beauftragten zu berichten.

Aus der lückenlosen Erfassung aller Energieverbrauchergruppen und aus der weitgehenden Vollmacht des Sonderbeauftragten darf gefolgert werden, daß der Reichsminister für Bewaffnung und Munition unter dem Zwang des totalen Krieges entschlossen ist, alle Energiereserven für unsere Rüstung zu mobilisieren. Wir werden daher wohl schon in kürzester Zeit mit überall spürbarer Verminderung, in erster Linie der Beleuchtung, zu rechnen haben. Dabei werden uns alle öffentlichen Gebäude, Dienststellen und Behörden Vorbild und Ansporn bei unseren häuslichen Energieparbemühungen sein. Wir wollen Strom und Gas sparen und damit der Front helfen.

Kleine politische Nachrichten

Ueber eine Verletzung des schwedischen Luftrechts durch englische Flieger berichtet ein offizielles schwedisches Organ. Eine Anzahl fremder Flugzeuge, heißt es darin, sei von Welten kommend, in schwedisches Gebiet eingedrungen und habe trotz Abwehrfeuer seinen Kurs auf Göteborg beim Karlstana fortgesetzt. Die Flugzeuge wurden sowohl in Göteborg wie in Karlstana beschossen.

Die Uebereinstimmung des britischen Kapitalismus und des Moskauer Bolschewismus in ihrem Willen, die europäische Kultur und ihre Träger zu vernichten, wird erneut durch bestätigt, daß Churchill ein 'Glückwunschtelegramm' von Stalin erhalten hat, in dem dieser höchste Anerkennung, Danksagung und Dank für die 'Leistung' der britischen Luftwaffe beim Terrorangriff auf Berlin ausspricht.

Bei der Washingtoner Postleibe-Debatte ergab sich die beziehende Tatsache, daß die Amerikaner einen wesentlichen Teil ihrer Forderungen bereits im Krieg

dadurch eintreiben, daß sie ihre nach England, Australien, Neuseeland und wo überall hin noch entsandten Truppen ganz von den 'Gallänbern' verlorren lassen. So wurde in Washington bekanntgemacht, daß man monatlich nur den minimalen Betrag von 25 000 Dollar für den Unterhalt der amerikanischen Truppen auf den britischen Inseln aufzuwenden brauche.

Die amerikanische Rekrutierungs-Kommission, über deren Tätigkeit im Libanon berichtet wurde, ist nunmehr in Palästina eingetroffen. Das Ergebnis ihrer Aktivität im Libanon beläuft sich auf acht Rekruten.

Ueber das Befinden Gandhis wurde von der Regierung von Bombay folgendes Kommuniqué ausgegeben: 'Nach Abbruch seines Hungerstreiks nahm Gandhi Orangen, Honig und Wasser zu sich. Er schief gut und ist guter Stimmung.'

Rundschau

\* Seine Erlebnisse beim letzten Terrorangriff auf Köln schildert Erich Borcher in 'R. B.' Wir entnehmen dem Bericht u. a. folgendes:

Die helle Mondnacht hatte die Britenflieger offenbar verführt, vorzeitig einzufliegen, und so überraschte uns der Fliegeralarm im Vorortzug auf freier Strecke. In der Nähe, so wird uns gelagt, ist in den alten Fortanlagen ein schiefer Unterstand. Nicht übermäßig schnell setzen wir uns dorthin in Marsch, aber es ist schon zu spät. Blöcklich legt die Flak los und schießt aus allen Rohren. Dann sprüht und sucht es auch schon blutrot vor unseren Augen auf, ein fürchterlicher Druck legt sich auf Kopf und Lungen — und dann ist es aus. Es kann Sekunden, es kann Minuten gedauert haben, bis wir wieder zu uns kommen. Es raucht und klingt in den Ohren noch der fürchterlichen Detonation, so daß man sich nur schreiend verhalten kann. Als ich mich aufrichten will, fühle ich hinter mir einen Baumstamm, diesmal greift der Tod buchstäblich 50 Zentimeter hinter uns. Dann höre ich meine Frau rufen, und als wir uns dann abtaufen, scheint alles heil geblieben zu sein. Ich sehe im hellen Mondlicht meine Frau vor mir stehen. Das Gesicht schwarz wie ein Nezer, der Hut ist fort, vom Helmstiel hängen ihr nur noch kümmerliche Reste über die Schulter. Das Kleid gerissen, die Strümpfe zerfetzt. Ich selber halte noch trampfhaft den Koffergreif in der Hand, vom Koffer ist keine Spur zu finden, Mantel und Anzug hängen mir nur noch als Fetzen am Leib und immer noch zuden die Abschuße der Flak in rasender Folge. Um uns schreien Kinder, stöhnen Verwundete, rufen Frauen nach ihren Männern — die Hölle ist los. Jetzt sehen wir auch, Knapp fünf Meter vor dem Unterstand hat es uns erwischt. Die Bombe, ein schweres Kaliber, ist keine 100 Meter hinter uns auf der hohen Grabenböschung eingeschlagen, so daß die Splitter über uns hinweggehen. Aber die schweren Baumstämme und die Aeste, die auf das Menschenrädel vor dem Unterstand heruntergefallen, haben doch ihr Opfer gefunden. Einige Schritte vor mir liegt ein Mädchen, ihr ist nicht mehr zu helfen. Daneben ein Mann, dem der Luftdruck buchstäblich alle Kleider vom Leibe gerissen hat. Wir heben ihn auf, offenbar hat er noch einen gewaltigen Schock und tragen ihn in den Unterstand. Hier drängen sich wohl an die 150 bis 200 Menschen zusammen. Blöcklich ist ein Oberarzt da, der mit im Vorortzug war, und trifft seine bestimmten und energischen Anordnungen. Alle Soldaten haben ihre Verbandspäckchen abzugeben, den Eingang des Unterstandes freizumachen. Noch dröhnen draußen die Flak, aber hier drinnen wickelt sich jetzt alles in Ruhe und Disziplin ab. Inzwischen geht es auf Mitternacht, der Alarm ist vorbei und jeder hat Sorge, nach Hause zu kommen, denn wer weiß, wie es dort aussieht. Als wir uns auf den Heimweg machen, die Bahnen fahren nicht mehr, und eine gute Stunde Fußmarsch liegt noch vor uns, raseln die Feuerwehren an uns vorbei, Wagen des Sicherheitsdienstes und des Roten Kreuzes folgen, der gesamte Abwehrdienst ist in Tätigkeit getreten. Mit uns geht ein Trupp Soldaten, die wieder zur Front wollen, und einer sagt: 'Das ist hier fast wie an der Front.'

\* Ein Vertreter von Domei besuchte kürzlich das Offizier-Gefangenenlager von Formosa, wo u. a. der englische Oberbefehlshaber General Percival, der amerikanische General Whitehead, der englische Stabschef General Torrance, der Gouverneur von Malana, Shenton Thomas, und der Gouverneur von Songkong, Young, untergebracht sind. Er fand auf einer großen Wiese vor den Lagerbaracken die Gefangenen beim Ziegenhüten. Sie vertreiben sich die Zeit, wie sie dem Domei-Vertreter erzählten, mit Gartenarbeiten, Ziegenhüten, Gammophonmusik, Wädhern und Zeitunglesen, und sie waren gern zu einem Interview bereit.

Percival erklärte dem Domei-Vertreter auf Besfragen zunächst, daß die Japaner ihre Gefangenen gut behandeln. Er müsse zugeben, daß er Japan vor Ausbruch des Krieges als schwachen Gegner betrachtet habe. Aber besonders die japanische Luftwaffe hätte sich als viel härter gezeigt, als er angenommen habe. Ueber die japanische Armee sagte Percival, daß sie gute Erfahrungen im China-Krieg gesammelt habe. Ihre Ausbildung sei gründlich und ihr Kampfesgeist enorm. Sie könne Entbehrungen großen Stills aushalten und sei besonders geschickt in Landungsunternehmen gegen feindlichen Widerstand und im Dschungelkampf.

Bom Feindflug nicht zurückgekehrt

dnb Berlin, 4. März. Von einem Feindflug kehrte Oberfeldwebel Karl Müller, Flugzeugführer in einem Kampfflugzeug, dem der Führer am 15. 10. 42 das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen hatte, nicht zurück.

Einem toten Kameraden

Von Heinz Steguweit  
Tage schwingen und auch Wochen  
Wie die Wipfel auf und nieder.  
Hier' ich nachts geheimes Pochen,  
Lieber Bruder, kehrt du wieder?

Als des Herbstes müde Wälder  
Und die ersten Feuer glommen,  
Brannten eines Krieges Felder,  
Du bist nimmer heimgekommen.

Poche, Bruder, wenn die Stürme  
Rings um Tor und Schwelle jagen,  
Wenn beim Stundenklang der Türme  
Wir am heißen Herzen tragen.

Liebst du nicht auch das Leben?  
Und den Wein, der Jugend Fülle?  
Hast dich dennoch hingegeben,  
Ja, ein guter Held bist stille.

Glaub', wir singen harte Lieder,  
Mühen uns auf steilen Wegen:  
Kehrest, Bruder, nie mehr wieder  
Und bist immer doch zugegen! —

Widermalen hinter Glas zu einem richtigen Handwerk, das oft von mehreren Generationen einer Familie ausgeübt wurde. In den Händen dieser fleißigen Väter, Dorfhandwerker und Klosterleute wurden aus mehr oder weniger alabamischen Glasmalereien in der Form primitive, farbenbunte Glasbildchen. Meist lehnten sich die bäuerlichen Künstler in den Motiven an Vorbilder an, und sie nahmen keinen Anstand, einen Kupferstich von Dürer oder Cranach unter die Glascheibe zu legen, das Bildchen zu kopieren und dabei ihren eigenen unverdorbenen Farbensinn spielen zu lassen.

Die Themen bestimmte meist der Zweck der Bildchen. In der Hauptsache waren sie als Votivgaben für die Wallfahrtskirchen und Wallfahrtskapellen bestimmt oder sollten sie als fromme Andachtsbilder die Hände der Stuben schmücken und weihen. Die Bildchen werden deshalb auch besonders in den katholischen Gegenden gefunden. In Bayern, in den Donauebenen, in Tirol, in Böhmen, in Schlesien, auch am Rhein und besonders auch in Oberbayern, um den Bodensee herum und im südlichen Schwarzwald blühte denn auch diese Volkskunst. Sporadisch findet man auch evangelische Erbauungsbilder, etwa Darstellungen zur Erinnerung an den Westfälischen Frieden oder die Verkündigung der Reformatoren. Sehr beliebt waren die Jahreszeiten. In der Bodenseeregion konnte ich für meine Sammlung solche Jahreszeiten im Stil des Empire erwerben, die in den Farben etwas puritaner gehalten sind, aber dafür eine gewisse Reizbarkeit und lebendige Gestaltungsbereitschaft besitzen.

Eine besonders günstige Domäne fand die Hinterglasmalerei in den Schwarzwaldhöfen, wo die paar dürftigen Väterlein und der Wald nicht ausreichten, die Bauernfamilien zu ernähren. Neben der Bildschneiderei, dem Geigenbau und der Uhrmacherei kam in Dörfern wie St. Blasien, Todtnau, Hinterzarten, Bernau, Gschneiler, Seppenhofen und vor allem in Röttenbach — der heutigen Eisenbahnstrecke Donaueschingen — Söllental-Freiburg die Hinterglasmalerei auf. Schwarzwaldler Uhrmacher lernten die Kunst um die Mitte des 18. Jahrhunderts in dem Glasindustriegebiet des Böhmer und Bayerischen Waldes kennen und brach-

ten sie in ihre Heimat, wo man durch die Uhrenschlössler mit dem Pinsel umzugehen und Bildchen zu machen verstand. Hans Thoma erzählt, daß ein Onkel von ihm in Bernau, Glasfabrikant, gemalt und daß diese Handwerkstradition wohl mit beigetragen habe, daß er selber Maler wurde.

Hauptort dieser bäuerlichen Handwerkskunst wurde Röttenbach, wo sich 1780 der aus Rutenberg bei Neustadt im Schwarzwald gebürtige Uhrenschlössler Lorenz Winterhalter, der die Technik in Böhmen gelernt hatte, niederließ. In seinen vier Söhnen Josef, Alois, Andreas, Sebastian und in seinem Enkel Benedikt hatte er gelehrte Schüler. Benedikt Winterhalter, der die Hinterglasmalerei mit Schülern und Gehilfen im großen betrieb, beschränkte sich nicht auf Heiligenbildchen und sonstige religiöse Malereien, sondern wagte sich auch an Nymphen, Landschaften, Tierstücke und Porträts, wozu ihm die Bildnisse seines berühmten Verwandten, des Hofmalers Franz Xaver Winterhalter, als Vorlage dienten. Durch Benedikt Winterhalter erhielt die Schwarzwälder Hinterglasmalerei Glanz und Namen; bis nach Frankreich und Ausland kamen die Erzeugnisse seiner Kunstwerkstätte, ja sie nahmen den weiten Weg über das Meer und wurden gerne drüben in Amerika gekauft. Der Höhepunkt dieses Schwarzwälder Kunstgewerbes bedeutete aber auch das Ende. Als ihr größter Meister gestorben war, starb auch diese lichenwürdige Volkskunst.

Die rasch wachsende Industrialisierung verdrängte mehr und mehr die handwerkliche Arbeit. Das Photobild und der billige realistische Delbrud sogen in die Bauernstuben ein und die Glasbildchen der Großeltern wanderten in die Kumpelkammer, die für die leicht zerbrechlichen Gebilde bald die Totenkammer wurde, oder wurden um ein paar Pfennige an herumziehende Altertumshändler verkauft. Dem Expressionsismus, der durch seine krankhaften Ueberpantheiten und Ueberreibungen manches Unheil in der Kunst angerichtet hat, war es vorbehalten, auf diese schlichten, naiven grellfarbigen Glasbildchen wieder aufmerksam gemacht und ihren Wert als Zeugnisse der Volksseele anerkannt zu haben. In ihrer Vorliebe für die naive Bauernmalerei, in deren Wesen sie etwas Seelenverbundenes zu finden glaubten und deren Ausdrucksgehalt sie nachahmten, entdeckten die Expressionisten auch diese bäuerliche Hinterglasmalerei. Einige ihrer Vertreter wählten diese Volkskunst wieder zum Leben erwecken zu können.

aber mit dem Intellekt läßt sich programmatisch nicht erreichen, was im Volk, bedingt durch wirtschaftliche Notwendigkeiten oder erweckt durch literarische Freude, organisch gewachsen ist. Etwas anderes ist es, wenn der Künstler nur die Technik übernimmt und neuen Geist in alte Formen gießt, wie es Professor Rudolf Schiefel in Nürnberg und auch einige Karlsruher Künstlerinnen wie die insipiden verstorbenen Gertrud Stamm-Gagemann, die Gattin des bekannten Bildmalers Oskar Gagemann, und Helle Lange getan haben.

'Vollstieber der Malerei' hat man treffend die frommen, bunten, alten Glasbildchen der schlichten bäuerlichen Künstler genannt. Es mangelt ihnen an jeder künstlerisch-kritischen Bewußtheit und es fehlt ihnen jeder strenge ästhetische Anspruch. Aber diese unnatürlichen Darstellungen sind durchwegs wie die naiven Zeichnungen gestaltungsreicher Kinder,

# Mein Bruder Alexander

Roman von RESI FLIERL

Alexander hob den Kopf von der Zeitung und erkundigte sich, ob die Tante ihre Schuhe mit Sicherheit zustellen wollte. „Du bist ein Dummkopf“, sagte die Tante schallend. „Keine Beleidigung eines Soldaten!“ warnte Alexander. „Oder ich bin zu meinem Bedauern gezwungen, andere Maßnahmen zu ergreifen.“ „Sol nur insoweit die Kanone“, sagte Tante. „Alexander stand auf und rästelte sich.“ „Das faule Leben bekommt mir nicht“, meinte er, wieder ernst. „Deshalb lannst du dich damit beschäftigen, ins Dorf zu gehen.“ „Komm, Alex.“ „Ich ging schweigend mit und bemühte mich um ruhige Unaufrichtigkeit. Alexander nahm das zur Kenntnis, er merkte immer alles. Nach einer Weile, als wir schon im Dorf waren, nahm er wie sonst immer meinen Arm. Daß er es tat, trotzdem er Gefahr lief, von unserem Fräulein Venus gesehen und wieder für meinen Mann gehalten zu werden, rechnete ich ihm hoch an. Ich nahm mir vor, ihm zu helfen, ich brauchte ja nur mit Fräulein Venus zu sprechen. Schließlich konnte sie ja nicht immer davonlaufen, und falls sie mich auch mit dem Wort Schuftin beschuldigen sollte, wollte ich es ertragen.“ Wir liefen im Laden Schnürsenkel und Sicherheitsnadeln waren auch da. „Es ist ihr wenigstens etwas Brauchbares eingefallen“, sagte Alexander, „als sie so in der Ecke nach einem Vorwand suchte.“ „Ich sah schon gemächlich auf der Tonne mit Sauerkraut. Der Dedel darüber schautele zwar etwas, aber das störte nicht. Die Krämerin lebte sich über den Tisch. Wie es denn dem Herrn Maximilian ginge?“ „Oh, danke, besser.“ „Es sei ganz arg, das Fräulein und den Bruder ohne den Herrn Maximilian zu sehen. Der gehöre doch dazu. Und da sei er nun Soldat. Was geschähe denn inzwischen mit seinem Verlag?“ „Nun“, sagte Alexander, „sein Verlag wird sich halt eine Zeit ohne ihn behelfen.“ „Ja, könnte man sich denn ohne einen so geschickten Menschen wie den Herrn Maximilian behelfen?“ Die Krämerin schaute. Früher seien doch Direktoren sehr wichtig gewesen. Herr Maximilian sei doch Direktor. Alexander lachte. „Das ist er, aber von Beruf ist er immer noch Kaufmann — so wie Sie, Frau Wimmerer“, fügte er liebenswürdig hinzu. Frau Wimmerer schüttelte nachdenklich den Kopf. „So g'scheit und Kaufmann...“ Sie schien von ihrem Beruf nicht allzu viel zu halten. „Maximilian würde lachen“, sagte ich leise zu Alexander. „Er ist tolerant“, gab er ebenso zurück. Die Krämerin meinte: „Früher hab'n wir alle gemeint, er wird da bleiben. Dabei ist er in d' Stadt.“ „Er kann ja zurückkommen.“ „Alle sind 's in d' Stadt!“ kam der Vorwurf nun deutlicher. „Sie auch, Herr Alexander! Und's Fräulein.“ „Ich nicht tieffinnig. Es war das Beste, was man tun konnte.“ „'s Fräulein!“ sagte die Krämerin neu belebt. „Ueberhaupt, 's Fräulein und der Herr Maximilian.“ „Ich wippte auf meinem Dedel. „Es ist arg“, sagte ich wie vorher, sie, nur um etwas zu sagen, das unverfänglich klang. Leider klang es mehr nach dem Gegenstand.“ Die Frau nicht gefühlsschwär. Dann blühte es in ihren kleinen Augen auf. Ob wir schon gehört hätten? „Mein“, sagte Alexander unschuldig, über den Wechsel des Themas so froh wie ich. „Wie haben heute noch kein Radio gehört.“ Eine wegwerfende, verächtliche Handbewegung belehrte ihn, daß es viel Wichtigeres gebe, als das Radio bringen könnte. „Der Doktor ist wieder da!“ „Das freut mich“, meinte Alexander. „Dochentlich hat er sich im Urlaub gut erholt.“ Die fetten Hände wurden mit lautem Knack zusammengeklappt. Vor solcher Unkenntnis fehlte es an Worten. „Ach, Alexander“, sagte ich kratzend, „hast du denn vergessen? Der Doktor war doch krank, er hatte eine schwere Grippe, weißt du das nicht mehr?“ Tante sagte es uns doch gleich am Anfang. „Ach ja!“ erinnerte sich Alexander. „Hoffentlich

behält er nichts zurück? Es war doch keine Kopfgrrippe? So eine richtige Grippe hat es in sich.“ Eine lange, ältere Bäuerin kam in den Laden. Sie lachte. „Und d' Sprechstunde is voll!“ sagte sie mit einem vielsagenden Augenaufschlag. „Der hat's leichter als die Doktorin“, meinte die Krämerin, „wer geht denn halt scho zu a Frau!“ „No, der ihr Sprechstunde war aa net schlecht b'sucht!“ „Ja, von de junga Leut...“ „Ich bin aa bei ihr g'wesen, und da kann man nig sag'n, sie versteht's.“ „Was i bin, i geh halt lieber zu am Mann“, erklärte die Krämerin entschieden. „Mann is Mann.“ Gegen diese Logik war nichts einzuwenden. Ich nicht beständig, und Alexander konnte sich in diesem Lob seines Geschlechts. „I woach net“, sagte die lange Bäuerin, „i hab aa scho wieder so a merkwürdig's G'fühl. I mücht mit halt wieder amal unter'such'n lass'n. Mit der G'sundheit dar ma net spass'n.“ Am die dicken Lippen der Krämerin huschte ein Grinsen. „Mei Kreuz hat's aa wider erwischt“, sagte die andere dann. „Vielleicht, daß i bald ama geh.“ „Arbeit i mit sammen, er und sie, ja?“ „Freili.“ „Wie schaut er denn aus nach der G'sicht?“ „O mei“, sagte die lange. „Ernst is er.“ „Nach der Grippe?“ fragte Alexander. „War es so schlimm?“ „Grippe!“ riefen beide wie aus einem Mund und wandten sich uns zu, daß Alexander etwas zurückfuhr aus der bedrohlichen Nähe eines ausgefressenen Fingers und ich auf meinem Thron ins Wanken geriet. Wir machten unschuldige Gesichter. „G'schossen hat man auf ihn!“

„Ach nein!“ sagte ich entsetzt. „Also es war so“, erklärte die Krämerin. „I war ja dabei.“ „Sie waren dabei?“ riefen Alexander und ich. „Na, net direkt dabei. Aber i seh ja vom Fenster aus das Doktorhaus — da schau'n S nur hin!“ Wir stiegen und sahen es freilich, weiß und langgestreckt stand es in einem Garten mit alten Obstbäumen und bauerlichen Blumen. Im Erdgeschoß waren zwei Fenster offen, und hin und wieder erblickte man den Schein eines weichen Mittels. „Und wie i mal jo schau und es grad so still is, da scheint's mir, es inallt was.“ Die lange Frau schüttelte sich. „I hab net weiter drüber nachdenkt, aber nach a bestimmten Zeit kommt das Müdl, das dem Doktor alles richt, zurück — die war nämlich fortgegangen — und geht ins Haus und laßt mir no sua, und i seh ihr nach. Und auf amal...“ „Oh!“ seufzte die lange Frau. „Auf amal kommt sie z'rück und rennt und schreit: Der Doktor is tot, er liegt drin und alles is voll Blut...“ Wir schüttelten teilnehmend und neugierig die Köpfe. „Da bin ich mit hinüber“, sagte die Krämerin besriedigt. „Er is da'leg'n, hat blut und g'sagt, er hat sich dummerweil selber troff'n, als er den Revolver pußt hat. Und dann is er ohnmächtig wor'n. Der Lappen is no neben der Mordwaffe'n, neben dem Revolver, g'leg'n.“ Revolver, sagte sie. Und bei dem Wort Mordwaffe sahen wir sämtliche Gesenel der Weltgeschichte vor uns, so schön sprach sie es. „Und dann?“ fragte Alexander, der weniger ergriffen war. (Fortsetzung folgt.)

## Vermischte Nachrichten

— Aus Misingun, Reid und Boshaftheit hatte sich die 34jährige Ehefrau Dorothea G. aus Bobenheim in Sellen zu üblen Schandthaten gegen eine Kriegerehefrau bestimmen lassen. Weil sie der in jeder Hinsicht ehedaren Nachbarin „eins auswischen“ wollte, schrieb sie dem in selbe stehenden Mann dieser Frau einen namenlosen Brief, in dem sie in schamlosesten Einzelheiten und wider besseres Wissen die Nachbarin in den schweren Veracht eheheer treue brachte und sich zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit dieser Angaben als derjenige ausgab, mit dem dieses ehebrecherische Verhältnis angeknüpft bestand. Großes Unheil wurde nur dank der Umsicht des stellvertretenden Bürgermeisters der Gemeinde Bobenheim verhütet, dem schließlich auch die Ermittlung der heimtückischen Briefschreiberin gelang. Das an Gemeinheit und Charakterlosigkeit kaum zu überbietende Verhalten der Täterin und die besondere Schutzwürdigkeit der Ehre von Kriegerehefrauen veranlaßte das Sondergericht in Darmstadt, gegen die Verleumdlerin die gesetzlich zulässige Höchststrafe von zwei Jahren Gefängnis auszusprechen.

— Ein bisher unbekanntes Hausmädchen in Wiesbaden entpuppte sich als raffinierte Betrügerin. Es vermittelte einer Freundin eine „marcenische“ Sommerreise in feiner bauerlicher Heimat; der Wahrheit zuwider wurde der Freundin versichert, daß sie dort keine Lebensmittelmärkten besuche. Die leichtgläubige Freundin fuhr auf den Betrag herein und überließ der Angeklagten ihre Karten zum Verbrauch. Bald reiste die Angeklagte selbst in ihre Heimat. Dort besetzte sie sich Brust und Hals mit Pflasterpapier, gab sich als Fliegergeschädigte aus und erbetete sich Eier von mitteligen Landbeuten. Das Amtsgericht Wiesbaden bestrafte die Gaunerin für ihr vollschändliches Verhalten mit fünf Monaten Gefängnis.

— Eine Frau aus Buxteh bei Bünde, die sich vor dem Bielefelder Amtsgericht zu verantworten hatte, ist seit Jahren als Heimarbeiterin für Haarzottenfabriken tätig. Ueblicherweise bekam sie von dem Betriebsleiter des Fabrikbetriebs eine bestimmte Menge Zerkleinertes Haar zum Verbrauch und hatte daraus ein bestimmtes Quantum Haarzotten zu fertigen. Die Angeklagte hat dann aber in den Jahren 1938 bis 1941 planmäßig täglich einige Haarzotten „eingespargt“, d. h. die für die Ablieferung bestimmten Haarzotten wurden etwas leichter gewickelt oder bekam durch einen höheren Feuchtigkeitsgehalt das „richtige“ Gewicht. Die Angeklagte machte sich damit einmal der Unterschlagung schuldig, zum anderen aber auch der Steuerhinterziehung, da die „eingespargten“ Haarzotten „schwarz“, d. h. unversteuert auf eigene Rechnung verkauft wurden. Für die nach 1937 erfolgten Unterschlagungen an Zerkleinertes Haar erkannte das Amtsgericht unter Berücksichtigung der Unbedenklichkeit und der Vermögensverhältnisse der Angeklagten auf 100 Mark Geldstrafe. Hinzu kommen 300 Mark Geldstrafe wegen Steuerhinterziehung und 67 Mark Geldstrafe.

— Ein furchtbares Erlebnis hatte kürzlich ein kleines Mädchen in der Umgegend der ungarischen Gemeinde Pusztasolva. Das Kind war unterwegs zu seinen Eltern, als es plötzlich auf dem Boden liegen blieb und bald darauf die Augen schloß. Die blutigen Wunden hinter ihm aufzutauchen. Das kleine Mädchen lief, was es nur konnte und schrie um Hilfe, aber immer näher und näher kam das Wolfenrudel, das sich seiner Beute schon sicher glaubte. Schon war der erste des Rudels fast hinter dem Kinde her, als ein Lastkraftwagen auftauchte, dessen Lenker im Nu die Lage erkannte. Kurz entschlossen feuerte er auf den vorüberziehenden Wolf zu und überführte die verblüffte Beute. Dann brachte er sie nach Hause und packte das heruntergekommene Kind, um es mit einem Stuhl neben sich zu stellen und mit Bollgas davonzubraufen. Der brave Lenker brachte die Kleine unverzüglich zu den dankbaren und erfreuten Eltern.

— Dieser Tage konnte bei einer Station der Bundespost Untergrundbahn der Zug nicht abfahren, weil ein Wagen so voll war, daß der Schaffner trotz aller Bemühungen die Türen nicht zudrücken konnte. Die Fahrgäste wollten natürlich niemand. Als der Schaffner sich nicht mehr zu helfen wußte, ging er zu dem Fahrer und sagte sein Leid. Dieser fand nun auch sofort ein Mittel. Er fuhr einen Meter vor und blieb mit heftigem Auf und Ab wieder stehen, und fuhr dann in der gleichen Art wieder zurück. Die Fahrgäste wurden zweimal in diesem hinständlichen Zustand gehalten, bis die Türen endlich geschlossen werden konnten. Der Vorfall ereignete sich unter den „geschäftigsten“ Fahrgästen allgemeine Heiterkeit.

— Kürzlich hat zu Paris eine alte Marquise. Ihre ebenso alte Dienerin fand dann unter den Papieren der Verstorbenen eine lehrwürdige Verfügung, in der es festfamernweise hieß, man möge ihren zweiten Badensack nicht oben von seiner Goldplombe befreien. Etwas erschüttert über diese augenweckende Biederlichkeit kam die alte Dienerin diesem Wunsch nach und entdeckte in dem Jahr 1900 geschriebenen Testament von mehr als drei Seiten. Offenbar hatte die Marquise sich den Diamanten als einen letzten „Notgroßchen“ für ihre alten Tage aufbewahren wollen. Natürlich freute sich die Dienerin, doch wandelte sich diese Freude in betrübtes Staunen, als anderntags die Angehörigen der Verstorbenen erriethen und gleichfalls dem eigenartigen Testator hinsten wollten. Um ihn dann seines tollbaren Sinnes bewusst zu finden, denn auch in dem dem Verstorbenen hinterlassenen Testament fand sich der gleiche Hinweis auf den plombierten Sack. Den Sack war es nicht schwer, in der weinenden Dienerin die Besitzerin des aus dem Jahre verschwindenden Schatzes zu entdecken. Sie gelang — und gab schließlich über den Willanten zurück. Da mochten auch die Angehörigen der Toten nicht zurückstehen, sie zeigten sich großzügig und spendten der Dienerin die goldene Plombe.

## Um ein Haar

Von Wolfgang Federau

Schon kurz bevor sich die Straßenbahn der Endstation näherte, drängten sich die letzten Fahrgäste dem Ausgang zu. Um diese Morgenstunde wurde sie in der Hauptstraße von Berufstätigen benutzt, die es alle immer sehr eilig hatten. Verständlicherweise, denn niemand kam gern zu früh in sein Geschäft oder in sein Büro. Jeder aber auch, oder doch fast jeder, legte Wert darauf, nicht zu spät zu kommen. Peter, der ganz vertieft hinter seiner Zeitung gelesen hatte, hätte beinahe veräumt, rechtzeitig aufzustehen. Erst im letzten Augenblick, als die Bremse des Wagens bereits kreischend ansetzte, fuhr er ein wenig verwirrt hoch, stopfte die flüchtig zusammengeschauerte Zeitung in seine gelbe, schweinsledererne Aktentasche, die seit langem dem Schwab aus seiner Kollegen zu erregen pflegte, und folgte den anderen.

Es gab eine kleine Stauung, und für eine kurze Weile stand Peter im Gang unmittelbar hinter einem jungen Mädchen, etwas kleiner als er selbst war, von dem er zunächst nichts weiter sah als ein kleines Hüftchen und eine Blat kastanienbraunen Saarses, die darunter herabquoll und im Nacken zu einer hübschen Rolle gefügt worden war, einer Olympiarolle, wie die jungen Mädchen diese Präjur eine Zeit lang nannten — inzwischen war man von dieser Bezeichnung als nicht mehr aktuell abgekommen.

Sie trug einen sportlich geschnittenen dunkelblauen Mantel, und vielleicht lag es vor allem an der Farbe dieses Mantels, daß Peter plötzlich auf der Schulter des Mädchens ein Paar entbedte. Ein hellblondes, ziemlich kurzes Haar.

Er mußte es immer anheben, während sich vorn, im Nebenraum des Wagens, langsam der gordische Knoten aus eiligen Menschen löste und löste. Das Mädchen mußte den Blick geföhrt haben. Wir alle, wenn wir nicht gerade ganz besonders unempfindlich sind, pflegen ja auch Blicke von hinter uns hersehen oder gehen den Menschen zu verpirchen, mit einer Art sechsten Sinnes, der nicht an die Augen gebunden ist.

Nebenfalls wandte das Mädchen sich halb zur Seite — wobei Peter entzückt feststellte, daß sie ein festes, reizendes Profil und ein wunderbares Saarschöpfchen hatte — schaute auf ihre Schulter, entbedte das Haar und nahm es fort.

„Schade“, sagte er, sich etwas niederbeugend, „nun bin ich um eine gute Tat ärmer geworden.“

Sie streifte ihn mit einem drohenden Blick, wandte das Gesicht wieder nach vorn und schweig.

„Es war ein männliches Haar“, stellte Peter lachend fest, ohne sich einschüchtern zu lassen. „Ein blondes, männliches Haar. Leider.“

„Wieso leider?“ fragte sie zurück. In einem Ton, der deutliche Ablehnung bekräftigte.

„Na — nur so“, erwiderte er und lächelte bescheiden.

Sie konnte auch dieses Lächeln nicht sehen. Oder vielleicht sah sie es doch, in der spiegelnden Fenster-scheibe. Wer konnte das wissen?

„Was Sie denken, ist nicht“, sprach sie weiter. „Erstens freilich geht das Sie gar nichts an. Zweitens ist mein Vater blond, und mein Bruder auch. Und drittens und letztens trägt meine Mutter Pubis-haar und ist ebenfalls blond. Goldblond, jadoh!“

Nun lachte Peter hörbar.

„Also aus der Art geschlagen — das beruhigt mich sehr“, sagte er. „Dah ich...“

„Sie nichts dürfen Sie“, riefte das Mädchen zurechtweisend. „Ich gehöre nicht zu jenen, die sich in der Straßenbahn ansprechen lassen.“

Sie waren jetzt an der Bagenerstr., befand sprang sie hinaus. Mit einem Satz war er neben ihr.

„Also machen wir es hier, auf der Straße“, schlug er vor.

„Sie sind erstaunlich frisch“, gab sie zurück. Aber dann ließ sie es sich doch gefallen, daß er neben ihr einhertritt, die paar hundert Meter bis zu ihrem Büro.

Als er sich höflich und korrekt von ihr verabschiedete, nicht ohne sich in aller Form vorzukümmern, war der Horn in ihren Augen nicht mehr ganz übergegangen. Und sie hatte sich sogar herabgelassen zu erzählen, daß sie immer diese Straßenbahn benutzte.

Diese Mitteilung war für Peter bestimmend. War er nicht immer ein wenig lag gewesen, was die Innehaltung seiner Dienststunden anbetraf, so wurde er fortan vorbildlich pünktlich. Brauchte auch nie mehr die Morgenzeitung mitzunehmen, denn die Unterhaltung mit diesem Mädchen war für ihn fesselnder als die interessantesten Tagesneuigkeiten.

Ein paar Wochen später machte er Besuch bei Annas Eltern — ja, Anna hieß das Mädchen und Peter fand, dies sei ein schöner, seltener und wohlklingender Name, denn man so lieb haben müßte wie seine Tantein — und stellte, erfreut und erleichtert, fest, daß Annas Mutter noch sehr jung war, sehr hübsch, und daß sie blond war und wirklich einen Pubis-haar trug. Nicht aus Kaune, sondern weil sie vorher immer arg unter Märgene gelitten hatte. Erst durch die kurze Haartracht wurde das etwas besser und erträglicher.

Dann, an einem Abend, als die beiden in einem Kaffee saßen und das Mädchen zu beobachten glaubte — aber das war ein Verstum, an dem er Peter, wirklich ganz unschuldig war — daß er eine schöne Frau an einem Nachbarstisch mit mehr als erlaubtem Interesse betrachtete, sagte sie plötzlich, überganglos:

„Also das sage ich dir, mein lieber Peter: sollte ich jemals auf deinem Mantel ein blondes Frauenhaar entdecken, dann... ja, dann frage ich dir die Augen aus. Selbst wenn deine Mutter ebenfalls eine Blondine sein sollte.“

„Meine Mutter ist brünett“, erwiderte Peter ruhig, im sicheren Gefühl eines guten Gewissens. „Ich hoffe, du wirst dich in Wäde, wenn ich — mit dir — nach Hause fahre, persönlich davon überzeugen können.“

Und damit war wirklich alles gesagt.

— Keine Liebe ohne Heimlichkeiten“

Lope de Vega-Uraufführung in Heidelberg

Der überquellende Fantasie-Reichtum der anderthalbtausend Komödien, mit denen Lope de Vega vor drei Jahrhunderten die spanische Nationalbühne schuf, hat seit einigen Jahren den deutschen Theater-Spielplan bereichert. Das Neuffische Theater Gera und das kleine Haus Frankfurt a. M. machten den Anfang. Aachen, Mammheim, Alstedt, Chemnitz, Gießen, Regensburg, Wiesfeld, Oberhausen und Altenburg brachten Uraufführungen deutscher Nachbildungen, für die Hans Schlegel seinen Bühnenplan und Sprachtalent aufwandte. Jetzt folgte Heidelberg mit einem Eiferstückspiel ohne tiefere Bedeutung: „Keine Liebe ohne Heimlichkeiten.“ Der Prinz von Neapel unternimmt und bewirkt alle drei Aufzüge hindurch die fohrdame letzte Schwelger, deren Unmögliches nicht unbedingt die Schranke zum spanischen Großes hinwegspritzt. Die Angliederung Martin Baumanns ließ erfreulich laut die Stimme des Volkes erdröhen und sicherte diesen lebendigen Pulsschlag durch Herausarbeitung der besten Elemente. Das volle Haus zeigte sich recht dankbar, selbst für gelegentliche Ueber-treibungen und Seitenprünge ins Groteske.

Dr. Fritz Hanbold.

— Professor Stanislaus Gaier, der bekannte Bibliothekar und Lehrer für Musik an der Königsberger Kunstakademie, ist nach kurzer, schwerer Krankheit im Alter von 76 Jahren verstorben. Die bildniserliche Welt Deutschlands verliert in ihm einen ihrer hervorragendsten und vornehmsten Vertreter, der nach im Oktober vorigen Jahres anlässlich seines 75. Geburtstag vom Führer durch Beteiligung der Goethe-Medaille ausgezeichnet wurde.

— Ein eigenes Edelstein-Forschungsinstitut errichtet zur Durchführung technischer Forschungen auf dem Gebiete der Edelsteine der Turnauer Verband der Edelsteinbearbeiter im Protektorat. Die behördliche Unterfertigung wurde erteilt.

— Im Gau Salzburg ist von deutschen Höhlenforschern eine Riesenhöhle im Tennengebirge neu entdeckt worden. Mit 80 000 qm Eisfläche und 40 km eisbedeckten Gängen ist diese unterirdische Wägenwelt die größte aller bisher erschlossenen Höhlen der Welt. Sie überstiegt an Ausdehnung und Mächtigkeit die der berühmten Mammothöhle von Kentucky in USA! Der eigentliche Entdecker der Riesenhöhle des Tennengebirges war der Naturforscher A. v. Boffelt-Groch, 50 Jahre später, im September 1912, wurde sie von Prof. Max von Wiedenstein mit seinem Freunde Behann systematisch erforscht. Wied, der im Weltkrieg gefallen ist, wurde in einer dieser Höhlen auf seinen eigenen Wunsch beigelegt. Die Höhlen befinden sich in ungefähre 2000 Meter ü. M. Die größten Höhlen sind 50 bis 60 Meter hoch.

## Von der rechten Schönheit

Von Will Vesper

Es war ein armes Mädchen, eine Magd, in einem reichen Hause, die verlor im Kriege ihren Geliebten, den sie sehr geliebt hatte. Als sie erfuhr, daß er in der Schlacht gefallen war und nie wiederkommen werde, wollte sie sterben vor Schmerz und verzog viele Tränen. Aber da sie nur eine arme Magd war und viele Arbeit hatte, so konnte sie nicht lange flüchten und weinen, sondern mußte den ganzen Tag im Hause hin- und herlaufen und über die Straße gehen und tätig sein. Aber wo sie auch war und was sie auch tat, verzog sie ihren Schmerz nicht. Man sah es an ihrem Gesicht und allen ihren Gebärden, wie traurig sie war. Sie war so angefüllt mit Trauer, daß sie es gar nicht verbergen konnte, obgleich sie es gerne verbergen hätte. Alle, die sie ansehen, hatten Mitleid mit ihr und sagten: „Wie schön sie in ihrer Trauer aussieht.“ Es ist wirklich herabwendend, sie anzuschauen in ihrer Traurigkeit. Und obgleich sie sonst gar nicht hübsch ist, muß man wirklich sagen: Wie schön sie aussieht! Und alle waren freundlich zu ihr und grüßten sie freundlich, wenn sie über die Gasse ging.

Es war nun in dem gleichen Hause eine Tochter, ein ganz hübsches und eitles Mädchen. Die hörte, wie die Leute von der Magd sagten: „Wie schön sie in ihrer Trauer aussieht!“ und dachte: „Weißt heutzutage der Wind daher? Bisher dachte ich immer, um schön zu sein, müsse man ein fröhliches Gesicht machen, und so habe ich immer fröhliches Gesicht gemacht, obgleich es mir oft nicht danach zumute war. Wenn aber jetzt die Trauer schön macht und das Mode ist, so will ich so traurig aussehen wie nur irgendeine.“ Sie runzelte also die Stirne, machte eine trübselige Miene und traurige Gebärden und ging so über die Gasse.

Die Leute wunderten sich erst eine Weile, dann lachten sie und sagten: „Was macht denn die für ein Gesicht? Sie sieht ja aus wie eine alte Horn-eule, oder wie eine Kage, wenn es donnert. Was mag der für eine Maus über den feinen Weg gelangen sein?“ Als das das Mädchen hörte, wurde es ganz wütend und lief heim und beklagte sich bei seinem Vater, wie ungerecht die Leute geworden seien: „Nehmt mich lachen sie, weil ich traurig dreinschne, aber von der Magd sagen sie: „Wie schön sie

aussieht.“ Und meine Nasenspitze ist doch wahrhaftig schöner als ihr ganzes Gesicht.“

„Und doch haben die Leute diesmal recht“, sagte der Vater, „obgleich man ja nicht oft sagen kann, daß die Leute recht haben. Und du solltest zu deinem Nutzen ein wenig über das nachdenken, was dir geschieht ist, so würdest du merken, daß Schönheit allein aus dem Herzen kommt und nicht von äußeren Gebärden. Die Schönheit des Herzens ist so gewaltig, daß sie selbst ein trauriges und ein häßliches Gesicht noch schön macht. Aber wo das Herz nicht bei der Sache ist, sondern die Eitelkeit, da

## Geschichten von berühmten Leuten

Erzählt von Hans Bethge

Friedrich der Große

Ein Offizier der prederizianischen Armee erstickt in der Schlacht bei Hochkirch eine Wunde im Gesicht. Er tat sich viel auf seine Verwegenheit zu gute und hoffte im Hinblick auf seine Verwundung eine Auszeichnung zu bekommen. Friedrich, der davon erfuhr und genau wußte, daß der Mann keineswegs tapfer war, tat die Sache ab, indem er sagte: „Es ist keine eigene Schuld, daß er verwundet wurde. Warum war er so töricht, auf der Flucht nach rückwärts zu blicken!“

Sokrates

Die Frau des Sokrates eilte, aufgelöst in Tränen, zu ihrem Gatten ins Gefängnis und teilte ihm mit, die Richter hätten ihn zum Tode verurteilt. „Und die Richter sind von der Natur zum Tode verurteilt“, erwiderte Sokrates in stolcher Ruhe. „Aber man hat dich unbedenklicherweise verurteilt!“ rief die unglückliche Frau. „Möchtest du lieber, ich hätte das Urteil verdient?“ fragte Sokrates mit einem Leisen Lächeln.

Rousseau

Diderot besuchte eines Tages Rousseau in dem idyllischen Montmorency bei Paris. Sie gingen zusammen spazieren, und als sie an den See gelangten, sagte Rousseau: „Wenn Sie wüßten, wie oft ich schon verurteilt war, in diesem Wasser mein Leben zu enden!“

„Warum haben Sie es nicht getan?“ fragte Diderot gleichgültig.

Rousseau ärgerte sich über die Herzlosigkeit der Frage und antwortete: „Ja, denken Sie, immer

helfen weder traurige noch fröhliche Stimmfallen. Freude und Trauer lassen sich nicht nachaffen, sondern man muß sie im Herzen haben. Was einer ehrlich im Herzen hat, das leuchtet auch von seiner Stirn mit solcher Kraft, daß sogar die Leute gegen müssen.“ Wie schön er aussieht! Aber die meisten Menschen haben weiter nicht viel im Herzen als Eitelkeit. Darum ist auch die wahre Schönheit ein so seltener Vogel.“

Aus dieser Geschichte kann man auch lernen, daß die vernünftigen Väter manchmal die unvernünftigsten Töchter haben.

Wenn ich die Hand ins Wasser stecke, fand ich es für meinen Körper zu kühl...“

Die beiden Augen Müller lächelten sich an.

Sufeland

Als der große Arzt Sufeland dem Tode nahe war, äußerte er in Anwesenheit mehrerer Kollegen: „Meine Herren, wenn ich sterbe, lasse ich drei ganz und gar bedeutende Aergte zurück.“

Die Anwesenden dachten ihn insändig, sie zu nennen, denn jeder glaubte, daß er unter den Bevorzugten sei. „Die drei“, sagte Sufeland lächelnd, „heißen: Wasser, Gymnastik und Diät.“

Baganini

Baganini wurde in Paris von einem befreundeten Aboe gebeten, eine Kräfte einem Kirchenkonzert in Notre Dame zur Verfügung zu stellen. Der große Geiger kam dem Wunsch nach und spielte meisterhaft.

Nach der Darbietung dankte ihm der Abbe und ließ ihn zugleich wissen, die Kirche würde es freudig begehren, wenn er sich öfter an den Konzerten beteiligte, nur würde man ihn freundschaftlich bitten, in Zukunft etwas weniger schwere Sachen zu spielen. Das Publikum sei nämlich von der „Romischen Oper“ her an so leicht fassliche Dinge gewöhnt, daß ihm die tiefen Musikstücke von Bach, Händel und Baganini selbst doch nicht recht zugänglich wären. Baganini lächelte. „Gut“, sagte er, „ich will mich dem Geschmack des Publikums fügen, aber unter einer Bedingung: daß in Zukunft von der Kanzel herab Texte aus der „Romischen Oper“ behandelt werden.“